

Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	7
<i>Miriam Gebhardt/Clemens Wischermann</i> Familiensozialisation seit 1933 als Geschichte generationeller Weitergabeprozesse - Einleitung.....	9
1. Ambivalente Generationenbeziehungen	
<i>Kurt Lüscher</i> Facetten von Sozialisation: Generationenlernen und Ambivalenz.....	27
<i>Gudrun Brockhaus</i> Lockung und Drohung – die Mutterrolle in zwei Ratgebern der NS-Zeit	49
2. Transfer und Lernprozesse	
<i>Markus Höffer-Mehlmer</i> Sozialisation und Erziehungsratschlag. Elternratgeber nach 1945.....	71
<i>Miriam Gebhardt</i> Haarer meets Spock – frühkindliche Erziehung und gesellschaftlicher Wandel seit 1933.....	87
3. Erinnerung und Dialog	
<i>Lu Seegers</i> Vaterlosigkeit als Kriegserfahrung: Eine „vergessene“ Form der Familiensozialisation.....	107
<i>Andreas Kraß</i> Dialog und Delegation in der Vaterliteratur der 68er.....	119
4. Körpergenerationen	
<i>Ulf Preuss-Lausitz</i> Körpersozialisation im 20. Jahrhundert als Teil gesellschaftlicher Demokratisierung?.....	135
<i>Heinz Walter u. Ina Rass</i> ADHS/HKS oder Zweifach blockierte Weitergabe	147

Facetten von Sozialisation: Generationenlernen und Ambivalenz

Kurt Lüscher¹

1. Was ist mit Sozialisation gemeint?

Der Begriff der Sozialisation gehört heute zur gehobenen Umgangssprache. Er taucht in politischen Debatten ebenso auf wie in Gesprächsrunden über Kindererziehung. Selbstverständlich findet er sich in Enzyklopädien und im Duden. Noch vor rund vierzig Jahren, als in der Öffentlichkeit intensiv über Bildungsfragen diskutiert wurde, war Sozialisation gewissermaßen ein rhetorischer Kampf-Begriff. Im „Zweiten Deutschen Familienbericht“ über „Leistungen und Leistungsgrenzen der Familie hinsichtlich des Bildungsprozesses der jüngeren Generation“, veröffentlicht am 15.4.1975, nutzen ihn die Sachverständigen, um das überkommene Verständnis der Familienerziehung in Frage zu stellen und auf ihre gesellschaftliche Einbettung hinzuweisen.²

Besonderer Beliebtheit erfreute sich in Deutschland bald die Idee der „ökologischen Sozialisationsforschung“. Sie unterstrich die interdisziplinäre Reichweite der mit Sozialisation gemeinten Sachverhalte und stellte einen willkommenen Brückenschlag zu sozialpolitischen Programmen her.³ Nicht weniger Aufmerksamkeit fanden in diesem Zusammenhang und hinsichtlich grundsätzlicher theoretischer Fragen die von Basil Bernstein angeregten Thesen über die schichtspezifischen kommunikativen Kompetenzen und deren Tragweite für die Chancen der Teilhabe an Bildungsgeschehen und im Berufsleben.⁴

In der folgenden Zeit wurde das Konzept schrittweise und differenziert in das sozialwissenschaftliche Vokabular übernommen und etablierte sich dort – wie Handbücher und zahlreiche Lehrbücher und die Eintragungen in sozialwissenschaftliche Wörterbücher belegen – mit jener Selbstverständlichkeit, die dann seine Verbreitung

1 Ich danke Frank Fette für kritische Kommentare und Denise Rüttiger für editorische Mitarbeit.

2 Siehe hierzu u.a. die Debatte in der Zeitschrift für Soziologie 5 (1976), worin die verschiedenen kritischen Positionen erörtert wurden.

3 Als prominenter Vertreter und Brückenbauer zwischen Theorie und Praxis galt Urie Bronfenbrenner, wie das die 1976 erschienene Aufsatzsammlung dokumentiert (Urie Bronfenbrenner: Ökologische Sozialforschung, Stuttgart 1976). Bemerkenswerterweise verwendete er allerdings den Begriff der Sozialisation, wenn überhaupt, nur mit großer Zurückhaltung und sozusagen heiläufig. Sein eigentliches Anliegen war „Die Ökologie menschlicher Entwicklung“ (Urie Bronfenbrenner: Die Ökologie der menschlichen Entwicklung, Natürliche und geplante Experimente, Stuttgart 1981) – Siehe hierzu auch die Beiträge im „historischen“ Teil des Studienbuchs von Matthias Grundmann, Kurt Lüscher (Hg.): Sozialökologische Sozialisationsforschung. Ein anwendungsorientiertes Lehr- und Studienbuch, Konstanz 2000.

4 Hierzu Dieter Geulen: Die historische Entwicklung sozialisationstheoretischer Ansätze, in: Klaus Hurrelmann, Dieter Ulich (Hg.): Handbuch der Sozialisationsforschung, Weinheim 1998, S. 21–54, hier S. 39–41.

über die Wissenschaft hinaus förderte. Dabei kam es auch zu Kontroversen. Dazu gehörte die Ablehnung seitens der militanten Vertreterinnen und Vertreter der sogenannten Kindheitsforschung.⁵

In jüngster Zeit wurde darüber debattiert, ob bzw. in welcher Weise es sinnvoll ist, von Selbst-Sozialisation zu sprechen.⁶

Inwiefern lohnt sich angesichts der breiten Akzeptanz dennoch eine Beschäftigung mit der Bedeutung des Konzepts? Im Rahmen eines Symposiums tragen explizite Definitionen dazu bei, Missverständnisse zu vermeiden. Falls es sich nicht um eine Neuschöpfung handelt, hat ein Begriff eine Geschichte. Eine Definition ordnet sich in diese ein und setzt unter Umständen neue Akzente. Darüber hinaus kann man die Auffassung vertreten, dass Definitionen in konzentrierter Form Hypothesen beinhalten. Das ist der Fall, insofern einem Begriff empirisch beobachtete Sachverhalte zugeordnet werden und dies in einer Perspektive geschieht, die sich aus einer Theorie ergibt. Definitionen werden durch Beobachtungen und Erklärungen bekräftigt oder müssen – jedenfalls mittelfristig – modifiziert werden. Auf diese Weise wird ein Begriff zu einem ‚explanatory concept‘, wie dies in der angelsächsischen Forschung genannt wird. In diesem Sinne mache ich im Folgenden einen Vorschlag zur Definition von Sozialisation. Meine Absicht ist es, eine Qualität des Sozialisationsgeschehens – genauer: der mit Sozialisation gemeinten anthropologischen Aufgaben – hervorzuheben, die zwar häufig mitgedacht, sogar angesprochen oder angemahnt, jedoch selten explizit und konsequent thematisiert wird: das Spannungsfeld zwischen Individuum und Gesellschaft als solches.

Worum es bei Sozialisation geht, scheint zunächst offensichtlich. Menschenkinder brauchen, um zu überleben, während mehrerer Jahre Pflege, Fürsorge, Zuwendung und Erziehung. Das lässt sich in anthropologischer Sicht als Ausdruck eines „auf Angewiesenhaft antwortenden Handelns“ verstehen.⁷ Sie besteht indessen auch in späteren Lebensphasen. Die damit einhergehenden Umgangsweisen sind je nach Lebensbedingungen und den sich dadurch ergebenden Erfahrungen unterschiedlich. Mannigfaltigkeit ist überdies in den menschlichen Möglichkeiten der individuellen und gemeinschaftlichen Akkumulation von Erfahrungen, deren Interpretation und Bewertung, somit der Konstitution von ‚Bedeutungen‘ im umfassenden Sinne des Worts inhärent.⁸ Angesichts ihrer Bedeutung für die Entwicklung des Einzelnen und

5 Hierzu beispielhaft Leena Ahmen: Rethinking childhood, in: Acta Sociologica 31 (1988), S. 53–67.

6 Siehe hierzu den Beitrag von Lange in diesem Band.

7 Zu dieser Umschreibung siehe Kurt Lüscher, Ludwig Liegle: Generationenbeziehungen in Familie und Gesellschaft, Konstanz 2003, S. 16–17.

8 Was ist mit Bedeutungen gemeint, wenn gesagt wird, Sozialisation beinhalte den Prozess der Aneignung von Bedeutungen? Mein Vorschlag ist, darunter ‚handlungsrelevante Überzeugungen‘ zu verstehen. Diese Sichtweise ist angeregt von Morris (Peter Morris: The Politics of Uncertainty. Attachment in Private and Public Life, London 1996, S. 79–82). Er unterscheidet folgende Arten von Bedeutungen:

– Personal meanings: fundamental, develop out of the experience of attachment [...] organize the concerns which underlie our search for relationships, our defences, denials, and strategies of control. They underlie what others perceive as our character, or personality.

der Gesellschaft sind die Praktiken und die Organisation von Sozialisation, deren Legitimierung und Kontrolle immer auch Teil der gesellschaftlichen Auseinandersetzungen um Einfluss, Macht und Herrschaft.

Es scheint also auf den ersten Blick darum zu gehen, die menschliche Entwicklung unter dem Gesichtspunkt der Integration des Einzelnen in soziale Systeme zu begreifen und die damit einhergehenden Interaktionen zu umschreiben, insbesondere auch jene in den Familien. Doch das Sozialisationsgeschehen und seine Folgen sind nicht vollständig beeinflussbar. Es kommt zu offensichtlich spontanen Verhaltensweisen und Sozialisation geht mit Erfahrungen der Ungewissheit sowie der Offenheit einher. So stellen beispielsweise Eltern fest, dass sich ihre Kinder anders entwickeln als angestrebt und Geschwister sehr verschieden sein können, selbst Zwillinge. In der Gesellschaft formieren sich unvermittelt Jugendliche und junge Erwachsene zu einer Generation, die ganz anders ist als die vorhergehende. Im Zuge beruflicher Ausbildungen können Menschen – Lehrende und Lernende – neue Ideen entwickeln.

Wie kann man diese Sachverhalte, die sich – jedenfalls zum Teil – unter dem Begriff der ‚Kontingenz‘ subsumieren lassen, in die Überlegungen mit einbeziehen? In welchem Zusammenhang stehen sie zur (Selbst-) Erfahrung und zu den Prozessen der Identitätsbildung? Um mich Antworten auf diese Fragen anzunähern, rekurriere ich auf die Idee, Sozialisation sei ein Geschehen, das die Erfahrung von Ambivalenzen und den Umgang damit beinhaltet. Ein Bindeglied in dieser Argumentation ist die Einsicht, dass Sozialisation in den meisten ihrer Ausprägungen auf Beziehungen zwischen den Angehörigen von zwei unterschiedlichen Generationen beruht, die indessen ihrerseits in einer Generationenfolge stehen. Sozialisation hat also den Charakter von ‚Generationenlernen‘ – ein Begriff, der noch näher zu erläutern sein wird.

2. Zur Begriffsgeschichte

Eine detaillierte, dementsprechend nach wie vor informative Darstellung der Geschichte des Konzepts der Sozialisation ist diejenige von Clausen (1968)⁹, entstanden also in jener Zeit, in der sich das Konzept in den Sozialwissenschaften und darüber hinaus definitiv etablierte. Clausen geht ausführlich auf die Entwicklung in den USA ein, die um die Wende zum 20. Jahrhundert über die Rezeption von Durkheim und

– Mutual meanings constitute the terms of a relationship as the parties represent it to each other – the common language of their interaction [...] articulate what is happening [...] in terms now that enable each to make their intentions, responses, feelings intelligible to the other. Public meanings organize experience according to categories and rules whose development is formally independent of any specific relationship in which they may be used [...] We use them to second or arbitrate the purposes embedded in other kinds of meaning.

– Meta-meanings are those which enable us to relate different kinds of meaning to each other and choose the mode of understanding that suits the situation best. These meta-organizations may themselves be personal, mutual or public. In everyday life we turn from one kind of understanding to another [...] everyone develops their own strategy.

9 John Clausen: A Historical and Comparative View of Socialization Theory and Research, in: John Clausen (Hg.): Socialization and Society, Boston 1968, S. 20–72.

Simmel stark vom europäischen Denken beeinflusst war. In der nordamerikanischen Einwanderungsgesellschaft der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts waren die Schlüsselthemen der Sozialisationstheorie – der soziale Zusammenhalt und das Verhältnis von Persönlichkeit, Kultur und Gesellschaft – von großem Interesse. Unter anderen Vorzeichen traf dies nach dem Zweiten Weltkrieg für Europa zu.

Die Fokussierung auf die (gelingende) Integration des Individuums in die Gesellschaft findet sich bereits in Bedeutungen des Wortes, die ihm, gemäß Clausen, vor seiner Verwendung in den einschlägigen Wörterbüchern der Sozialwissenschaften zugeschrieben wurden, so im „Oxford Dictionary of the English Language“ von 1828. Für das Verb „to socialize“ wird der Sinn von „to render social, to make fit for living in society“ nachgewiesen. Damit verbinden sich normative Vorstellungen. Sozialisation soll den Zweck haben, das „moralische Mitglied“ der Gesellschaft („the moral participant in the society“) heranzubilden.

In den soziologischen Schriften der 1890er Jahre beziehen sich einzelne Autoren auf Georg Simmel, der von Sozialisation im Sinne einer Entwicklung von Formen der gesellschaftlichen Assoziation sprach (also der Konstitution von Sozialität und den Prozessen der Sozialisierung). Zugleich bestand eine Nähe zum Begriff der sozialen Kontrolle, verstanden als die Gestaltung der Gefühle und Wünsche des Individuums in einer Weise, die den Bedürfnissen der Gemeinschaft gerecht zu werden vermag, in der es lebt. Besonders deutlich kommen die moralischen Implikationen dieser Sichtweise in der Definition zum Ausdruck, die sich in einem der ersten und damals einflussreichsten Lehrbücher der Soziologie findet, demjenigen von Park und Burgess: „Socialization, when that word is used as a term of appreciation rather than of description, sets up the goal of social effort a world in which conflict, competition and externality of individuals, if they do not disappear all together, will be so diminished that all men may live together as members of one family.“¹⁰

Allerdings spielte das Konzept als solches im Schrifttum über ‚Persönlichkeit, Kultur und Gesellschaft‘ keine zentrale Rolle. Erst Ende der 1930er wurde es als Fokus für die Thematik ins Spiel gebracht und zu einem Leitkonzept, wobei in den Worten von Dollard damit gemeint war, nämlich „the process of training a human animal from birth on and for social participation in his group“.¹¹ In dieser Orientierung ist das Verständnis von Sozialisation angelegt, das sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts im Funktionalismus einbürgerte, der sich wiederum an Durkheim orientierte.

In den 1920er Jahren begannen allerdings Autoren, die dem Pragmatismus verpflichtet waren, die mit Sozialisation einhergehenden Prozesse der Interaktion zu thematisieren. Dies verband sich mit der Idee, dass es dabei um die Konstitution von ‚Bedeutungen‘ geht, die dem eigenen Handeln und jenem der Mitmenschen zugeschrieben werden. Diese Sichtweise stützt sich auf die theoretischen und praxisbezogenen Überlegungen von William I. Thomas und Georg Herbert Mead. Daraus entstand im ‚Symbolischen Interaktionismus‘ ein Verständnis von Sozialisation, das die Beziehungsdynamik sowie die Eigenleistung des Individuums stärker hervorhebt. Im Folgenden schwankte die soziologisch orientierte Sozialisationstheorie und -for-

10 Ebenda, hier S. 24.

11 Ebenda, hier S. 25.

scherung zwischen Funktionalismus und Interaktionismus. Die Psychologie steuerte Differenzierungen zur Persönlichkeitsentwicklung, zur Analyse der Beziehungsdynamik, sowie Typologisierungen von Erziehungsstilen bei. Immer wieder wurde auch auf psychoanalytisches Gedankengut rekurriert. Nach der schematischen Übersicht über die Entwicklung sozialisationstheoretischen Denkens von Veith¹² folgen auf die ersten Phasen, als deren Kernprobleme nacheinander ‚Disziplin‘, ‚Kontrolle‘ und ‚Integration‘ genannt werden können, zwei weitere Phasen, charakterisierbar als ‚Autonomie‘ und ‚Reflexion‘.

Eine fundierte Darstellung, die über die Geschichte des Begriffs hinausgeht und sowohl die Entwicklung der Theorie als auch der Forschung dokumentiert, hat Geulen¹³ für das Handbuch der Sozialisationsforschung verfasst. Darin geht er ausführlich auf die reichhaltige Literatur im deutschsprachigen Europa ein. Seine Darstellung bestätigt das Spannungsfeld ‚Individuum vs. Gesellschaft‘ als ostinates Thema, wobei letztlich das Interesse an der Integration des Subjekts dominiert. Gewissermaßen zum Ausgleich geht er besonders sorgfältig jenen Ansätzen nach, die sich auf die ‚Subjektivität vergesellschafteter Individuen‘ beziehen. Er ortet sie zu Recht in der Psychoanalyse, in den neomarxistischen Ansätzen (die teilweise Elemente davon übernehmen), in den mehr oder weniger explizit auf den Pragmatismus rekurrierenden interaktionistischen Beiträgen, namentlich in deren Identitätstheoretischer Ausgestaltung¹⁴ sowie in der Zuwendung zu Sprache bzw. Kommunikation. Diese Sichtweise setzt sich in neueren und neuesten Beiträgen fort, in denen für eine starke Zuwendung zum Subjekt plädiert wird; so beispielsweise im Kontext einer Aktualisierung des sozialökologischen Ansatzes von Grundmann et al.¹⁵ oder der Diskussion der Subjektbegriffe der modernen Sozialisationstheorie von Veith¹⁶ sowie den bereits angesprochenen Debatten über Selbstsozialisation.¹⁷

Geulens Bilanz ist indessen noch immer zutreffend: „Die theoretische Sicht der objektiven Bedingungen von Sozialisation wandelte sich von einfügig-deterministischen Modellen zu komplexen und hierarchisch gegliederten Modellen, die auch der Eigenaktivität der Subjekte und der Interaktion mit ihrer differenziert aufgefassten Umwelt gerecht werden“.¹⁸ Bei aller Hochschätzung für das Gesteuerte kommt er zu der ermutigenden Feststellung, von einer kohärenten Theorie der Sozialisation könne keineswegs die Rede sein: „Vor allem die zentrale Schnittstelle zwischen ge-

12 Hermann Veith: Zum Wandel des theoretischen Selbstverständnisses vergesellschafteter Individuen, in: Dieter Geulen, Hermann Veith (Hg.): Sozialisationstheorie interdisziplinär. Aktuelle Perspektiven, Stuttgart 2004, S. 349–370, hier S. 356.

13 Geulen, historische Entwicklung.

14 Z. B. Lothar Krappmann: Soziologische Dimensionen der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen, Stuttgart 1970.

15 Matthias Grundmann, Daniel Fuß, Ina Sackow: Sozialökologische Sozialisationsforschung. Entwicklung, Gegenstand und Anwendungsbereiche, in: Grundmann, Lüscher, Sozialökologische Sozialisationsforschung, S. 17–76.

16 Veith, Wandel.

17 Siehe bezüglich der Handlungsbefähigung die von Lange – in diesem Band – prägnant referierte Unterscheidung zwischen Selbstinitiation, Selbstkultivierung und Erzeugung eigener Entwicklungswelten.

18 Geulen, historische Entwicklung, hier S. 54.

sellschaftlicher Umwelt und ihrem gegenüberstehendem Subjekt ist theoretisch noch nicht befriedigend geklärt, sowohl was die Analyse der aktualgenetischen Prozesse und ihrer psychologischen Konsequenzen als auch die damit zu integrierende Analyse von Entwicklungsverläufen betrifft.¹⁹ Das kommt auch in dem von ihm gemeinsam mit Hurrelmann formulierten Vorschlag einer Definition zum Ausdruck. Sozialisation wird verstanden als „Prozess der Entstehung und Entwicklung der Persönlichkeit in wechselseitiger Abhängigkeit von der gesellschaftlich vermittelten sozialen und materiellen Umwelt. Vorrangig thematisch ist dabei, wie sich der Mensch zu einem handlungsfähigen Subjekt bildet.“²⁰ Bemerkenswert ist dabei, dass dies als eine ‚konsensuelle Definition‘ gedacht ist.

3. Sozialisation definieren: Ein Vorschlag

An dieser Stelle möchte ich – im Blick auf die Diskussionen dieses Symposiums – einen eigenen Vorschlag zur Definition ins Spiel bringen. Der Vorschlag dient dazu, eine Facette in den Blick zu nehmen, die in der bisherigen Forschung erstaunlicherweise wenig angesprochen wird: Dass nämlich Sozialisation ein Geschehen ist, von dem mit guten Gründen angenommen werden kann, dass es die Erfahrung bzw. das Erleben von Ambivalenzen beinhaltet. Diese Idee entfalte ich im Sinne eines Theoretisierens ‚mittlerer Reichweite‘.²¹

Zum Ausgangspunkt wähle ich die in den genannten beiden Übersichten von Clausen und Geulen sowie in vielen weiteren Darstellungen zum Ausdruck kommende Gegenüberstellung von ‚Individuum und Gesellschaft‘. Ich fasse diese indessen nicht als Dualität, sondern als unterschiedliche Perspektiven auf.²² Mein Vorschlag für eine Definition lautet: Bezogen auf das Individuum sind mit ‚So-

19 Ebenda. Grundsätzlich die gleiche Einschätzung lässt sich gesamthaft aus den Beiträgen zu einem 2002 veranstalteten Symposium „Sozialisationstheorie interdisziplinär – Perspektiven für das nächste Jahrzehnt“ entnehmen (veröffentlicht unter dem gleichen Titel von Geulen, Veith, Sozialisationstheorie interdisziplinär). Als neues Postulat zeichnet sich der Einbezug der ‚Neuwissenschaften‘ ab. Hierzu: Hans-Josef Wagner: Thesen zu einer zukünftigen Sozialisationstheorie, in: Geulen, Veith, Sozialisationstheorie interdisziplinär, S. 183–209.

20 Klaus Hurrelmann: Begriff „Sozialisation“, in: Günther Endruweit, Gisela Trommsdorff (Hg.): Wörterbuch der Soziologie, Stuttgart 2002, S. 500–509, hier S. 501.

21 Der Gedanke, dass es im Kontext soziologischen Arbeitens oft darum geht, „Theorien mittlerer Reichweite“ anzuwenden, stammt von Merton (Robert K. Merton: *Social Theory and Social Structure*, New York 1964, S. 9). In meinem Verständnis geht es darum, Leitideen zu formulieren, die geeignet sind, die Systematisierung in Bezug auf einzelne Fragestellungen und Bereiche voranzutreiben und die sich in der Forschung umsetzen lassen und die gleichzeitig anschlussfähig an allgemeine, übergreifende Theorien sind.

22 Ich habe diesen Vorschlag der Grundstruktur nach bereits 1982 formuliert. Hier handelt es sich um eine überarbeitete Fassung, die sich an der erwähnten Zielsetzung orientiert, die potenziellen Ambivalenzen des Sozialisationsgeschehens in Blick zu nehmen. – Eine der wenigen älteren Definitionen, in der die beiden Seiten von Sozialisation ebenfalls explizit und sozusagen gleichgewichtig angesprochen werden, stammt von Broom und Selznick (Leonard Broom, Philip Selznick: *Sociology. A text with Adapted Readings*, New York 1963, S. 93): „From the point of view of society, socialization is the way culture is transmitted and the individual is fitted into an

zialisierung‘ alle Prozesse gemeint, durch welche das Individuum vermittelt der Beziehungen zu seiner physischen und sozialen Um- und Mitwelt sowie des Verständnisses seiner selbst, die Fähigkeit erwirbt, sich selbst, anderen und physischen Objekten Bedeutungen zuzuschreiben, die für seine Teilhabe am sozialen Leben von der Geburt bis zum Tod relevant sind. Bezogen auf die Gesellschaft meint ‚Sozialisation‘ das beabsichtigte und auch das unbeabsichtigte, differenzierte, unter Umständen widersprüchliche, unterschiedlich legitimierte Zusammenwirken jener gesellschaftlichen Gruppen, Personen (insbesondere der Familie im Kontext privater Lebensformen) und Einrichtungen, die mit der Pflege, Erziehung und Sorge um nachfolgende Generationen befasst sind oder den Zweck haben, die Mitgliedschaft in einem sozialen System (z. B. Verein, Verband) zu ermöglichen.

Dieser Definition liegen folgende Überlegungen zugrunde:

- Die Zuschreibung von ‚Bedeutungen‘ im Hinblick auf die Befähigung zum Handeln (agency) beinhaltet Vorstellungen eigener Kompetenz, mithin einer personalen Identität. Dies ist ein Element, das in anderen Definitionen ebenfalls angesprochen wird. Hier wird zusätzlich hervorgehoben, dass dies auch ein ‚Verständnis seiner selbst‘ einschließt. Den Hintergrund dafür bildet die Anschlussfähigkeit an die von Mead prominent herausgearbeitete Idee des Selbst und die dafür konstitutiven inneren Dialoge zwischen ‚I‘ und ‚Me‘. Dabei kann es auch zur Befähigung innerer Widersprüche kommen, als ein ‚mit sich-selbst-uneins-sein‘; ein Sachverhalt, der – wie im Folgenden zu zeigen sein wird – den Einbezug der Idee der Ambivalenz nahelegt.
- In analoger Weise wird hinsichtlich der gesellschaftlichen Perspektive angenommen, dass unterschiedliche individuelle und kollektive Akteure an Prozessen der Sozialisation beteiligt sind. Zwischen diesen können Differenzen, Spannungen und Konflikte bestehen. Sie können sich auf unterschiedliche Begründungen und Legitimationen ihres Handelns beziehen. Auch hier liegt ein Potenzial für Ambivalenzerfahrungen.
- Mit Aufgaben der Sozialisation ‚befasst sein‘ verweist auch hier auf Prozesse der Reflexion. Überdies kann damit ein Rekurs auf ein bestimmtes Wissen, umschrieben als ‚Sozialisationswissen‘, einberufen. In traditionellen Umschreibungen wird dieses Wissen überwiegend als ein Fachwissen verstanden, das über Institutionen der Elternbildung und der Beratung den Eltern vermittelt wird. Demgegenüber soll meines Erachtens den persönlichen Belabungen der Eltern im Rückblick auf die eigene Kindheit unter Einbezug ihrer aktuellen Interaktionen mit den Kindern sowie des Bewusstseins, einer spezifischen Eltern- generation anzugehören, großes Gewicht eingeräumt werden. Auf diese Weise kann die Idee des ‚Generationenlernens‘ aufgenommen werden.
- Ein wichtiger Aspekt von Sozialisation, der im Verlauf der Begriffsgeschichte immer wieder hervorgehoben wird, ist der Umstand, dass Sozialisation auch die Folge unbeabsichtigter Beeinflussung sein kann. Damit öffnet sich die Möglich-

organized way of life [...] From the point of view of the individual, socialization is the fulfilment of his potentialities for personal growth and development.“

keit, den Umgang mit Ungewissheit und Kontingenzen zu bedenken – auch dies ist im Blick auf Ambivalenzerfahrungen bedeutsam.

- Indem explizit zwischen einer individuellen und einer gesellschaftlichen Perspektive unterschieden wird, soll darauf hingewiesen werden, dass sich diese beiden nicht notwendigerweise decken müssen. Der für Sozialisation kennzeichnende – in der Begriffsgeschichte immer wieder angesprochene, allerdings dann häufig überspielte – Antagonismus zwischen Individuum und Gesellschaft soll damit als empirische Möglichkeit thematisiert werden, ohne zu behaupten, dass er immer gegenwärtig sei.
- Nicht ausdrücklich erwähnt, jedoch aus dem Kontext erschließbar ist die Annahme, dass Sozialisation ein sich über das ganze Leben eines Menschen erstreckendes Geschehen darstellt. Diese Auffassung ergibt sich aus einer diesbezüglichen Präferenz soziologischer Arbeiten. Bereits Clausen weist darauf hin, dass sich diese vergleichsweise früh dem Sozialisationsgeschehen von Kindern und Erwachsenen zuwandten.

4. Sozialisation und Ambivalenzerleben

4.1. Die Erfahrung polarer Spannungsfelder als Grundlage

Die äußere Form dieser Definition betont die antagonistische Struktur des Sozialisationsgeschehens. Bildlich gesprochen geht es um die Vorstellung, Sozialisation finde in einem Kräftefeld statt, in dem sich Individualisierung und Vergesellschaftung ineinander verzahnen, sich durchdringen; sie sind Pole der Autonomie und der Kontrolle. Ihr gegenseitiges Verhältnis steht nicht ein für allemal fest. Zwar scheint oft der Pol der Vergesellschaftung stärker; doch es kann immer wieder zu Verschiebungen, zu einem Hin und Her kommen.²³ Den Anlass dazu bilden spontane Verhaltensweisen, die auch biologischen Ursprungs sein können, ferner unvorhersehbare Sachverhalte, die ihren Grund in den Unwägbarkeiten und der Komplexität des Zusammenlebens, der Entwicklung von Wissen aller Art sowie in Kontextbedingungen haben könnten. Sozialisation geschieht – kann man sagen – unter Bedingungen von bzw. in Auseinandersetzung mit Kontingenzen in dem doppelten Sinne, den dieses Wort beinhaltet: Unwägbarkeit und Zufälligkeit einerseits, Korrelation und Verbundenheit andererseits.²⁴

Zufälliges im Sinne des Unerwarteten, das unvermittelt der Fall ist, stellt sich ein, wenn sich Handeln im Rückblick nicht schlicht aus dem bisherigen Gang der Dinge

23 Mit diesem Definitionsvorschlag unterscheide ich mich – abgesehen von vielen Übereinstimmungen – in einem entscheidenden Punkt von Wagner (Wagner, Thesen.), für den „Sozialität“ der Grundbegriff von Sozialisation ist. Im Grund dürfte dann liegen, dass ich mich – wie erwähnt – auf einer „mittleren“ (und „vermittelnden“) Ebene des Theoretisierens bewege, also nicht eine allgemeine (und in ihrem Anspruch letztlich als „objektiv gültige“) Theorie anstrebe.

24 Diese Doppeldeutigkeit des Begriffs der Kontingenz, die ich hier zugegebenermaßen stark betone, stützt sich u. a. auf seine Verwendung in soziologischen Diskursen einerseits, psychologischen andererseits. Sie lässt sich der Richtung nach auch in epistemologischen Darstellungen finden, so im Beitrag „contingent“ in Robert Audi (Hg.): *The Cambridge Dictionary of Philosophy*, Cambridge 1999, hier S. 181–182.

erklären lässt und in der Voraussicht diffus denkbar, aber nicht völlig bestimmbar scheint. Der Rekurs auf Kontingenz dient somit dazu, die Möglichkeit des Neuen anzusprechen, obgleich ungewiss ist, ob es tatsächlich eintritt. Es verweist somit auf die Möglichkeit von Kreativität, allerdings auch auf jene des Scheiterns. Kontingenzerfahrungen setzen Prozesse der Bedeutungszuschreibung und der Sinngebung in Gang. – Diese Umschreibung, die wie viele, wenn nicht alle Umschreibungen, eine Annäherung an das als wirklich Gedachte, Vorgestellte ist, dient dazu, die sozialen Felder und Räume zu charakterisieren, in denen individuelle und kollektive Akteure sich Bedeutungen zu eigen machen und so Handlungsbefähigungen erwerben, die sich zu Identitäten verflechten.

In dieser Sichtweise kann man annehmen, dass sich unter solchen Umständen in kleinen, überschaubaren Lebenswelten ebenso wie in der Gesellschaft insgesamt Erfahrungen von Ambivalenz einstellen können. Darunter versteht man im allgemeinen Sprachgebrauch, wie ihn der Duden umschreibt, „Zwiespältigkeit, Spannungszustand, Zerrissenheit, insbesondere der Gefühle und Bestrebungen“. Als ambivalent gilt, wer zwiespältige Gefühle hat oder Beziehungen so erfährt. Bisweilen wird ambivalent mit mehrdeutig gleichgesetzt. Dies kann in der Tat ein Näherboden für die Erfahrung von Ambivalenzen sein, doch in dem hier gemeinten Sinne handelt es sich um eine spezifische Ausprägung von Mehrdeutigkeit, die aufeinander entgegen gesetzte und in einem dynamischen Verhältnis zueinanderstehende Polaritäten zurückgeführt werden kann. Dabei interessiert im Kontext sozialwissenschaftlichen Arbeitens, dass diese Erfahrungen handlungsrelevant sind. Formuliert als kompakte Definition: Von Ambivalenzen soll die Rede sein, wenn und insoweit individuelle und kollektive Akteure in ihrem Fühlen, Denken, Verhalten und Wollen ein Hin- und Hergerissen sein zwischen zwei Polen erfahren, das für ihre Handlungsbefähigung und die Entwicklung ihrer Identität bedeutsam ist.

Dies beinhaltet die Annahme einer ‚steten Dynamik‘. Das ist eine paradoxe Formulierung – doch Ambivalenzen lassen sich am ehesten in paradoxer Form umschreiben. Eine andere Möglichkeit bieten Metaphern, so Tautziehen, Hin- und Hergerissen sein sowie Oscillieren. Oder nochmals anders: Es geht um ‚Zwiespältigkeit in Bewegung‘ im Kräftefeld von Polaritäten, also nicht schlicht um eine statische Dualität.

Sozialisation – so also die allgemeine heuristische Hypothese – kann als ein Geschehen interpretiert werden, in dem Ambivalenzerfahrungen grundsätzlich möglich und wahrscheinlich sind. Sie sind allgemeinen Charakters insofern man das Verhältnis zwischen Subjekt und Sozialität, m.a.W. zwischen Individuum und Gesellschaft als ein polares Spannungsfeld versteht. Die Erfahrung zeigt, dass sich Kinder – und ganze Generationen – anders entwickeln als dies durch die Organisation des Sozialisationsgeschehens angestrebt wird, dass also Kontingenzen auftreten. Rückt man die Idee der Kontingenz zusätzlich in die Nähe der Vorstellung, dass sie eine Facette sozialer Kreativität (oder sozialer Mutationen, sozialen Mutierens) ist, dann kann man daraus folgern: Die Anerkennung ambivalenter Dispositionen im Sozialisationsgeschehen lädt ein, dieses sowohl unter Gesichtspunkten gesellschaftlicher Reproduktion als auch der Innovation zu betrachten. Dies stützt die Vorstellung, Ambivalenz nicht von vornherein negativ zu konnotieren. – Diese Auffassung wird durch die Ambivalenz-Diskurse in Kunst und Literatur ge-

stützt.²⁵ Bevor ich diese theoretischen Überlegungen weiter ausdifferenziere, will ich kurz drei sozialisationsrelevante Verhaltensweisen und Beziehungsmuster schildern, die in der einschlägigen Literatur mehr oder weniger explizit mit Ambivalenzerfahrungen in Zusammenhang gerückt werden.

4.2. Fremdeln

Die Situation ist allgemein bekannt: Typischerweise im Alter von sechs bis acht Monaten wenden sich Säuglinge, wenn sie unbekanntem Menschen vorgestellt werden, von diesen ab. Offensichtlich nehmen sie dann die Differenz zu den ihnen vertrauten Bezugspersonen wahr. Allerdings zeigen sie dann auch Neugierde, Jungen beispielsweise hinter dem Rücken von Mütter oder Vater hervor. Trennus Fühl-Eibesfeldt²⁶ sieht in diesem ‚Fremdeln‘, das er in seinen filmisch belegten Verhaltensprotokollen von Müttern und ihren Säuglingen in unterschiedlichen Kulturen nachweisen kann, eine „Ambivalenz von Zuwendung und Abkehr“. Er betrachtet sie im größeren Zusammenhang von Untersuchungen über die Beziehungen zu Artgenossen bei höheren Wirbeltieren: „Der Artgenosse ist einerseits ein Partner, dem man sucht. Den Neigungen (Bindetrieb) stehen jedoch aggressive Impulse entgegen, die auf Distanzierung hinwirken. Der Artgenosse ist Träger von Signalen, die sowohl freundliche Zuwendung als auch fluchtmotiviert Abkehr oder Aggression auslösen.“²⁷ Damit bringt er die Möglichkeit einer biologischen Begründung ins Spiel. In seinen zusammenfassenden Überlegungen stellt Fühl-Eibesfeldt fest, dass die persönliche Bekanntschaft die Wirkung von Signalen, die Angst und Abwehr auslösen können, schwächt, darum herrsche im Verband von einander Bekannten Vertrauen vor, ein Verhalten, das – wie er schreibt – im Familienverband entwickelt werde und die Bildung individualisierter Kleingruppenverbände fördere.²⁸

Kritisch zu bemerken ist allerdings: Fühl-Eibesfeldt sieht nicht, dass die „Ambivalenz von Zuwendung und Abkehr“ auch in der Familie auftreten kann. Dem ist aber laut der Psychoanalyse, einem anderen Theoriegebäude, das die Grundlagen menschlicher Entwicklung thematisiert, zunächst so. Freud und mit ihm viele Autoren, die seiner Denkrichtung verpflichtet sind, betonen die Spannungen, die aus der Enge und der Vertrautheit der Eltern-Kind-Beziehungen erwachsen. Paradigmatisch

25 Siehe hierzu die Beispiele, die in folgenden Texten beschrieben werden: Kurt Lüscher: *Ambivalenz und Kreativität im Alter*, in: Peter Bände, Hans Förstl, Daniel Hell, Hartmut Radebold, Ingrid Riedel, Karl Studer (Hg.): *Spiritualität und Kreativität in der Psychotherapie mit älteren Menschen*, Bern 2005, S. 64–76, Kurt Lüscher: *Conceptualizing and Uncovering Intergenerational Ambivalence*, in: Kad Pillemer, Kurt Lüscher (Hg.): *Intergenerational Ambivalences: Perspectives on Parent-Child Relations in later Life*, Amsterdam 2004, S. 73–82.

26 Trennus Fühl-Eibesfeldt: *Die Biologie des menschlichen Verhaltens. Grundriß der Humanethologie*, München 1984.

27 Ebenda, S. 1.

28 Fühl-Eibesfeldt verbindet dies mit der kulturkritischen Folgerung, der Mensch habe es in der anonymen Großgesellschaft täglich mit Fremden zu tun; der Mitmensch werde so zum Stressor. Ebenda, S. 18.

geschieht dies in der Figur des Ödipus-Konflikts. Freud bringt hier die Idee der Ambivalenz ins Spiel. Diese projiziert er auf die Folie einer Grundform menschlicher Existenz. Dazu drückt Ambivalenz letztlich die widerstrebenden Tendenzen des Lebens- und des Todestriebs aus. Er rekurriert hier und an anderer Stelle auf seine Triebtheorie. Sie ist der wichtigste, allerdings nicht der einzige Bezugspunkt seiner Arbeit mit dem Begriff der Ambivalenz.

4.3. Bindungsverhalten

Die im Kontext der Sozialisationstheorien wohl wichtigste Anwendung der psychoanalytischen Perspektive ist die Bindungstheorie. Sie besagt im Kern bekanntlich, dass der Aufbau stabiler, verlässlicher Bindungen zu einer oder einigen wenigen Bezugsperson(en) eine wichtige Bedingung für die gedeihliche Entfaltung der Persönlichkeit ist. Die frühen Bindungserfahrungen werden als sogenannte innere Repräsentationen („working model“) internalisiert und können auf diese Weise für das Beziehungs- bzw. Bindungsverhalten bis ins Erwachsenenalter von Belang sein. Die wichtigste Umsetzung dieser Idee in der Forschung geschieht mittels der experimentellen Anordnung der „strange situation“. Sie dient dazu, die Reaktionen eines spielenden Kindes zu beobachten, wenn sich die Mutter von ihm entfernt und später wieder zu ihm zurückkehrt. Empirisch werden vier Grundtypen des Bindungsverhaltens unterschieden. Diese Anordnung und die ihr zugrunde liegenden theoretischen Annahmen, dass nämlich Kinder einerseits sich an die Mutter halten, andererseits durchaus ihre Umwelt entdecken wollen, beinhalten im Grunde die Thematisierung einander entgegengesetzter Verhaltensweisen. Dabei lautet die Annahme, dass die Erfahrung einer sicheren Basis („secure base“), und nur diese, ein positiv zu bewertendes explorierendes Verhalten garantiert. Dementsprechend wird ein einziger der vier Modi als positiv hervorgehoben; die drei anderen werden als mehr oder weniger negativ eingeschätzt. Einer davon wird als ‚ambivalent‘ bezeichnet, wobei dieses Attribut jedoch im Kern den Sinn von nicht eindeutig hat.

Es liegt von John Bowlby, dem Begründer der Bindungstheorie, und von zahlreichen Autorinnen und Autoren, die an ihrer Entwicklung mitgearbeitet haben, mittlerweile ein umfassendes Schrifttum vor, das auf mannigfache Weise die Fruchtbarkeit dieser Perspektive darlegt, nicht zuletzt im Hinblick auf die Praxis sowie auf Referenz für politische Programme.²⁹ Hervorzuheben im Kontext dieser Betrachtung ist indessen: Eine bestimmte Form der Beziehungsgestaltung wird zum Maßstab der Beurteilung (und mittelbar der Beobachtung) von anderen Verhaltensweisen. Die normative Betrachtung des Sozialisationsgeschehens findet sich auch hier. Dadurch wird jedoch die wichtige Einsicht verbaut, dass ein bedeutender Aspekt dieser Aufgabe gerade darin besteht, mit dem Spannungsfeld von Vertrauen und Enttäuschung, Nähe und Ferne, Zuwendung und Abwendung umzugehen.

29 Für einen aktuellen Überblick siehe: Karin Grossmann, Klaus E. Grossmann: *Bindungen. Das Gellinge psychischer Sicherheit*, Stuttgart 2004.

4.4. Mutterschaft

Einen ganz anderen Weg geht demgegenüber Rozsika Parker³⁰. Ihr Bezugspunkt sind die Erfahrungen der Mütter, m.a.W. das Verständnis von Mutterschaft und Mutterrolle. Parker hat durchgängig die Mehrdeutigkeit dieser Erfahrungen im Hinblick auf die Gestaltung sozialer Beziehungen im Alltag und in der Gesellschaft herausgearbeitet. Sie zeigt, dass Mütter ihren Kindern zugeneigt sind, sie lieben, dass sie sich aber auch – jedenfalls zeitweilig – von ihnen abwenden, sie sogar hassen können, aber dann auch wieder wissen, dass sie sich erneut ihren Kindern zuwenden und sie wiederum lieben werden. Die negativen Gefühle und Einstellungen werden allerdings selten öffentlich zur Sprache gebracht. Dennoch gibt es sie in schwacher Form in vielen alltäglichen Situationen und stärker ausgeprägt unter dem Eindruck starker Belastungen. Parker vertritt darum die These, dass Ambivalenzerfahrungen ein inhärenter Bestandteil von Mutterschaft sind und nicht im gestaltenden Umgang mit Ambivalenzen eine eigentliche zivilisatorische Leistung der Mütter. Sie vertritt dementsprechend die Auffassung:

- Die Prämisse der Ambivalenz befreit das Verständnis der Mutterschaft von traditionellen Idealisierungen, die angesichts ihres moralischen Impetus immer auf eine Instrumentalisierung der Mutter als Person hinauslaufen.
- Die Gestaltung der Rolle der Mutter wird in den Beziehungen zum Vater, zum sozialen Umfeld und im Dialog mit dem Kind bzw. den Kindern als soziale und kulturelle Leistung erkennbar, die sich eben nicht von selbst versteht.
- Die Akzeptanz der Tatsache, dass Mütter gegen ihre Kinder auch Gefühle der Ablehnung und sogar des Hasses haben können, diese indessen in einem Spannungsfeld zu Zuneigung und Liebe stehen, lässt Mütter sozial verträgliche, kreative Formen des Umganges finden oder sie können gegebenenfalls über Beratung und Therapie dazu ermutigt werden.

Im Anschluss an Parker lässt sich sagen: Versteht man konzeptuell und empirisch die Beziehung zwischen Mutter und Kind als grundlegend ambivalent, dann wird deutlich, dass sie privat und öffentlich immer wieder neu zu gestalten ist, und diese Dynamik, wenn sie anerkannt und gelebt werden kann, beinhaltet ein grundlegendes Potenzial kreativer personaler und gesellschaftlicher Entwicklung, eben eine Kulturleistung eigener Art. Ihre Tragweite vermögen wir erst allmählich zu erkennen.

Versuchen wir eine Zwischenbilanz: Ähnlich wie in den allgemeinen Umschreibungen wird auch in den diskutierten Beispielen von Ansätzen der Sozialisationsforschung die Polarität der individuellen vs. der gesellschaftlichen Perspektive mehr oder weniger explizit thematisiert. Doch in der Durchführung kommt der gesellschaftlichen Perspektive das Übergewicht zu, die individuell subjektive Perspektive wird ihr untergeordnet. Das ist eine Konsequenz normativer Festlegungen und daraus abgeleiteter Anweisungen für die Praxis. Die Spannungen in sozialisatorischen Beziehungen werden, wenn überhaupt, lediglich auf einer allgemeinen Ebene oder

30 Rozsika Parker: *Mother Love, Mother Hate. The Power of Maternal Ambivalence*, New York 1993.

als Quelle unerwünschter Verhaltensweisen angesprochen. Die Idee der Ambivalenz bleibt unterbelichtet und wird bisweilen verdrängt.³¹

5. Sozialisation im Generationenkontext

Die These, wonach Sozialisation mit Ambivalenzerleben einhergeht, lässt sich vertieft begründen, wenn sie im Generationenkontext gesehen wird. Dabei sollte sich der Zeithorizont nicht auf zwei Generationen begrenzen, denn diese sind – insbesondere in Familie und Verwandtschaft – in eine Generationenfolge eingebettet. Man kann von einer ‚Generationenkette‘ sprechen, was die eine für Generationenbeziehungen kennzeichnende Doppeldentigkeit von Verbundenheit und Gebundenheit zum Ausdruck bringt, die wiederum auf Ambivalenzpotenziale verweist.³²

Das lässt sich anhand einer alltäglichen Erfahrung veranschaulichen: Die Art und Weise, wie eine junge Mutter versucht, ihre Tochter gute Umgangsformen zu lehren, hängt auch davon ab, was sie diesbezüglich selbst als Kind gelernt hat. Das heißt keineswegs, dass die junge Mutter alles ebenso macht wie dies ihre Mutter getan hat. Im Gegenteil, es ist nahe liegend anzunehmen, dass der Umgang mit dem Kind Anlass ist, kritisch zu bedenken, was von der eigenen Mutter gelernt wurde. Mehr noch, die junge Mutter kann sich auch ihr eigenes Kindsein vergegenwärtigen und sich auf diese Weise in die Lage des Kindes versetzen. Sie kann, wie bisweilen gesagt wird, das Kind in sich selbst wachrufen. Dabei können gute und schlechte Gefühle im Spiel sein. Das wiederum gibt ihr die Möglichkeit, auf die Reaktionen des Kindes einzugehen.

Die Wirklichkeit ist selbstverständlich komplexer. Zu bedenken ist beispielsweise die Rolle des Vaters, für den – was die Einbettung in eine Generationenfolge betrifft – grundsätzlich dasselbe gilt, allerdings über eine andere Verwandtschaftslinie. Im Weiteren kann man sich vorstellen, dass sich die jungen Eltern gemeinsam Gedanken machen, was sie mit anderen Eltern ihrer Generation gemeinsam haben und worin sie sich im Umgang mit Kindern von der Generation ihrer Eltern unterscheiden. Schließlich ist daran zu erinnern, dass die Großeltern der mütterlichen und der väterlichen Linie in vielen Familien mehr oder weniger regelmäßigen Umgang

31 Die hier genannten drei Bereiche stellen lediglich eine kleine Auswahl dar. Von besonderer Wichtigkeit für das Ambivalenzerleben ist der Umgang mit den Medien. Es geht dabei nicht nur um die Inhalte, sondern um die Medienumsetzung als solche. Ich verziele hier auf eine Darstellung und verweise auf Lange (in diesem Band), der seinerseits einen Bezug zum Konzept der Ambivalenz herstellt.

32 Es ist erstaunlich, wie wenig die Einbettung des Sozialisationsgeschehens in die Generationenfolge thematisiert wird. Eine wichtige Ausnahme bildet Oevermanns Vorschlag, die „ökipale Heptade“ (umfassend Kind, Vater-Mutter, Großeltern, 3 ökipale Triaden) stelle das „vollgültige Sozialisationsmodell“ dar. Siehe hierzu Wagner, Thesen, S. 190. In diesem Zusammenhang verdient auch Beachtung: Urie Bronfenbrenner: Generationenbeziehungen in der Ökologie menschlicher Entwicklung, in: Kurt Lüscher, Franz Schullheit (Hg.): *Generationenbeziehungen in „postmodernen“ Gesellschaften. Analysen zum Verhältnis von Individuum, Familie, Staat und Gesellschaft*, Konstanz 1993, S. 51–73.

mit den Enkelkindern haben – hat sich doch die durchschnittliche gemeinsame Lebensspanne von Enkelkindern und Großeltern markant erweitert.

Großelternschaft verweist auf weitere Aspekte des Generationenlernens. Die von Enkeln und Großeltern gemeinsam verbrachte Zeit bietet nämlich einerseits den Großeltern die Chance, ihren Enkeln spezifische Lernerfahrungen zu vermitteln. Dabei geht es nicht nur darum, dass Großeltern aus ‚früheren Zeiten‘ berichten können. Ebenso wichtig dürfte ein Sachverhalt sein, den Krappmann³³ anschaulich schildert: Das Kleinkind, das von der Großmutter (oder dem Großvater) liebevoll herumgetragen wird, kann schon früh die Erfahrung machen, dass es neben der Mutter und dem Vater Menschen gibt, die ihm ihre volle Zuneigung zeigen und dennoch etwas anders mit ihm umgehen als die Eltern dies tun. Allgemeiner gesprochen: Großeltern können Enkelkindern vor dem Hintergrund einer grundsätzlich voraussetzbaren persönlichen Zuwendung und Wertschätzung wichtige Erfahrungen von ‚Differenz‘ vermitteln. Das trifft auch in späteren Lebensphasen zu. Die Großeltern ihrerseits können im Umgang mit ihren Enkeln eine doppelte Differenz Erfahrung machen. Sie stellen fest, dass die Enkel andere Kinder sind als seinerzeit ihre eigenen Töchter und Söhne. Und: Die Enkel, vor allem, wenn sie älter werden, leben in anderen aktuellen und virtuellen Welten. Dennoch kann man, wenn der Wille dafür aufgebracht wird und die Umstände es gestatten, miteinander und voneinander lernen.

Diese alltäglichen Erfahrungen verweisen auf eine spezifische Art von Lernprozessen, für die sich die Kennzeichnung ‚Generationenlernen‘ anbietet. Damit sind Formen des Lernens gemeint, für die eine Bezugnahme auf das Lebensalter oder die Generationenzugehörigkeit relevant ist, und die für die Vermittlung und Aneignung von Kultur sowie für die Konstitution der Person bedeutsam sind.³⁴

Die Umschreibung enthält einen zusätzlichen Gedanken: Von Generationenlernen soll auch gesprochen werden, wenn Gleichaltrige, also ‚Peers‘ im Bewusstsein ihrer sozialen Gleichaltrigkeit miteinander und voneinander lernen. So können insbesondere die in der Forschung nach wie vor wenig beachteten Geschwisterbeziehungen systematisch in die Analysen einbezogen werden. Darauf kann hier allerdings nicht näher eingegangen werden.³⁵

In der generationentheoretischen Perspektive wird das soziale und kulturelle Erbe nicht schlicht von der einen Generation an die andere weitergegeben und von dieser geerbt. Zutreffender ist der Begriff des ‚Ererbens‘, ein Wort, das – so weit sich feststellen lässt – von Schiller, von Platon und Goethe geprägt worden ist und vor allem über dessen Verwendung im Faust zum geflügelten Wort („Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es um es zu besitzen“) geworden ist und in den allgemeinen Wortschatz Eingang gefunden hat. Damit wird unterstrichen: Es geht um Lernprozesse, in denen sich die nachfolgenden Generationen das Erbe – im

33 Lothar Krappmann: Großeltern und Enkel. Eine Beziehung mit neuen Chancen, in: Annette Lepenies: Das Abenteuer der Generationen, Basel 1997, S. 112–117.

34 Diese Umschreibung und die folgenden Erläuterungen orientieren sich an Lüscher, Liegle, Generationenbeziehungen, S. 171–172.

35 Hierzu: Ludwig Liegle: Geschwisterbeziehungen und ihre erzieherische Bedeutung, in: Andreas Jaags, Wolfgang Lauterbach (Hg.): Kinder in Familie und Gesellschaft zu Beginn des 21sten Jahrhunderts, Stuttgart 2000, S. 105–130.

eigentlichen Sinne des Wortes – ‚aneignen‘. Sie setzen sich also damit auseinander, machen es sich mehr oder weniger zu eigen oder transformieren es.

Die neuere Sozialisationstheorie berücksichtigt zwar bereits die Zweiseitigkeit des Prozesses. Das Konzept des Generationenlernens korrigiert jedoch eine gewisse Nativität dieser Vorstellung, indem es die historischen Dimensionen des kulturellen Erbes und seine Relevanz in der Dynamik sozialisatorischer Interaktionen hervorhebt.

Um es mit dem Blick auf den aktuellen Topos der ‚Technik- und Medienkompetenz‘ zu illustrieren: Zwar sind Kinder und Jugendliche in manchen Aspekten der Medienbeherrschung und -nutzung den Erwachsenen überlegen, z. B. in der motorisch-sensuellen Manipulation von Video- und PC-Spielen oder in der unkonventionellen oder auch ‚subversiven‘ Nutzung von Medienangeboten. Im Ganzen setzt jedoch ein angemessener Umgang mit den neuen Medien Lerntechniken und Kompetenzen voraus, die sich die junge Generation durch die Vermittlung der Älteren aneignen muss. Diese aber sind in die Lernprozesse auch dadurch miteinbezogen, dass sie sich mit dem von ihnen angelegten Erbe in seinen Inhalten und Formen auseinandersetzen müssen. Zugleich ist in diesem Zusammenhang auch das Bewusstsein einer soziokulturellen Gleichaltrigkeit von Belang, nämlich der Umstand, dass mit dem Aufwachsen die Aneignung eines Kommunikationsmediums einhergeht.³⁶

Betrachtet man solchermaßen Sozialisation als eingebunden in Generationenfolgen, ist zunächst festzustellen, dass in der Regel der oder die Ältere(n) (sien dies die Eltern oder Lehrpersonen) die zu vermittelnden Kenntnisse oder Fähigkeiten besser beherrschen. Doch die Vermittlung geschieht in der Absicht, dass diese erlernt werden. Die Differenz soll aufgehoben werden. Betrachtet man die Beziehung indessen als Glied einer Generationenkette, lässt sich dieser Unterschied im Hinblick auf das gemeinsame Erbe, das es sich anzueignen gilt, nie vollständig aufheben. Er bleibt formal bestehen und kann inhaltlich in der einen oder anderen Weise reaktiviert werden. Das Wissen voneinander und seine Einbettung in die Generationenfolge schaffen ein Feld von Offenheit und Mehrdeutigkeit vor dem Hintergrund polarer Gegensätze der Vertrautheit und der Fremdheit, der Kontrolle und der Spontaneität, der Abhängigkeit und der Eigenständigkeit. Sie sind gleichzeitig der Bezugspunkt für die Entwicklung eines Selbst, wodurch sich das Subjekt von anderen unterscheidet, ohne dabei die Angewiesenheit auf andere aus den Augen zu verlieren.

Es gibt mittlerweile eine Reihe von empirischen Untersuchungen, die auf mannigfache Weise Ambivalenzerleben und -erfahrungen in Generationenbeziehungen nachweisen.³⁷ Einschränkend ist allerdings zu bemerken, dass sich angesichts der Aufwendigkeit solcher Forschungen die Aufmerksamkeit auf das Verhältnis der Angehörigen von zwei Generationen beschränkt. Ebenso wird der Bezug zum Sozialisationsgeschehen nur zögerlich hergestellt. Hier öffnet sich somit ein weites Feld vertiefender theoretischer und empirischer Arbeit.

36 Siehe hierzu auch Lange in diesem Band.

37 Siehe hierzu die Übersicht in Kurt Lüscher: Looking at Ambivalences. The Contribution of a ‚New Old‘ View of Intergenerational Relations to the Study of the Life Course, in: René Levy, Paolo Ghisletta, Jean-Marie Le Goff, Dario Spini, Eric Widmer (Hg.): Towards an Interdisciplinary Perspective on the Life Course, London 2005, S. 95–131.

6. Ein Vorschlag zu Analyse von Ambivalenzerfahrungen

Welche Charakteristika von Sozialisation begünstigen spezifisch das Entstehen von Ambivalenzerfahrungen? Sozialisationsprozesse finden – erstens – in der Regel in Situationen und Lebenszusammenhängen statt, die durch Intimität geprägt sind. Die Beteiligten sind sich räumlich nahe. Körperkontakte sind häufig. Sie sind ein Geschehen, in denen der einzelne Mensch sich – auch unbewusst – als Subjekt und den Mitmenschen als den Anderen wahrnimmt. Hier verstärken sich Erfahrungen der Eigenständigkeit und der Abhängigkeit. Dementsprechend sind Vertrauen und Liebe wichtige Legitimationen für Körperkontakte. Werden sie missachtet, wofür der sexuelle Missbrauch die schlimmste Form ist, entstehen traumatische Verletzungen. Diese sind ihrerseits ein spezifischer Kristallisationspunkt für Ambivalenzerfahrungen.³⁸

Menschen, die sich über längere Zeit räumlich nahe sind, können sich – wenn überhaupt – nur schwer voneinander verbergen, haben keine vollständige Kontrolle darüber, was das Gegenüber wahrnimmt. Das ist für Familien offensichtlich. Es gilt aber beispielsweise auch für die Schule. Hier gibt es Situationen, in denen sich Lehrpersonen oder Kinder unbeobachtet meinen, es aber nicht sind. In der beruflichen Situation können die Auszubildenden beobachten, wie die Ausbilder eigene Fehler vertuschen oder korrigieren. Intimität kann zwiespältig erfahren werden. Sie schafft eine Vertrautheit, vermittelt also ein Wissen voneinander, das zum Nutzen und Fördern des anderen, aber auch zu seinem Schaden eingesetzt werden kann. Es kann überdies belastend sein: Man weiß zu viel vom anderen.

Sozialisation erfordert – zweitens – den Umgang mit ‚Differenz‘, die im Kontext familiärer Generationenbeziehungen (in abgeschwächter Form aber auch in anderen Sozialisationsverhältnissen) im Vergleich mit anderen sozialen Differenzen eine Besonderheit aufweist. Sie ergibt sich aus dem Umstand, dass jeder Erwachsene selbst einmal Kind gewesen ist. Folglich liegt es nahe, anzunehmen, seine innere Repräsentation des Kindseins wirke nach und beeinflusse seinen Umgang mit Kindern, aber eben aus dem Bewusstsein heraus, eine erwachsene Person zu sein. Diese wiederum weiß, dass ein (und ‚ihr‘) Kind dereinst das werden wird, was sie heute selbst ist, eben erwachsen. Es wird dann in gewisser Weise ihresgleichen, aber bleibt doch immer auch anders, nämlich jünger. Die gesellschaftliche Rolle des Kindes verweist solchermaßen auf die anthropologisch fundierte Gegebenheit der Generationendifferenz. Diese ihrerseits manifestiert sich in der Art und Weise, wie die sozialen Beziehungen zwischen Erwachsenen und Kindern gelobt werden – in Wechselwirkung zu den jeweiligen sozialen Kontexten und den sich stellenden Aufgaben. Das trifft auch auf die Erfahrungen im Umgang mit Ambivalenzen zu. Hier bietet es sich an, die in der Bindungstheorie entwickelte Idee der ‚working models‘ aufzunehmen. Man kann indessen auch postulieren, der Umgang mit Ambivalenzen

38 Siehe hierzu bezüglich der Bedeutung von Intimität: Neil J. Smelser: *The Rational and the Ambivalent in the Social Sciences*, in: *American Sociological Review* 63 (1998), S. 1–16; sowie des Zusammenhangs zwischen Trauma und Ambivalenz Neil J. Smelser: *Psychological Trauma and Cultural Trauma*, in: Jeffrey C. Alexander, Ron Eyerman, Bernhard Giesen, Neil J. Smelser, Piotr Szostomka (Hg.): *Cultural Trauma and Collective Identity*, Berkeley 2004, S. 31–59.

müsse erlernt werden. Sie stellt somit gewissermaßen eine Meta-Aufgabe von Sozialisation dar. Dazu möchte ich abschließend einen Vorschlag skizzieren.

Ich gehe dabei von Arbeiten aus, die wir im Rahmen von qualitativen und quantitativen Untersuchungen über die Generationenbeziehungen unter Erwachsenen durchgeführt haben.³⁹ Dabei haben wir unter anderem ein ‚Modul‘ erarbeitet, das zur Umschreibung von Typen von Ambivalenzerfahrungen dient bzw. Modi des Umgangs damit in Form eines Diagramms darstellt. Dieses wird – entsprechend seinem Charakter als Modul – im Blick auf Sozialisation modifiziert.

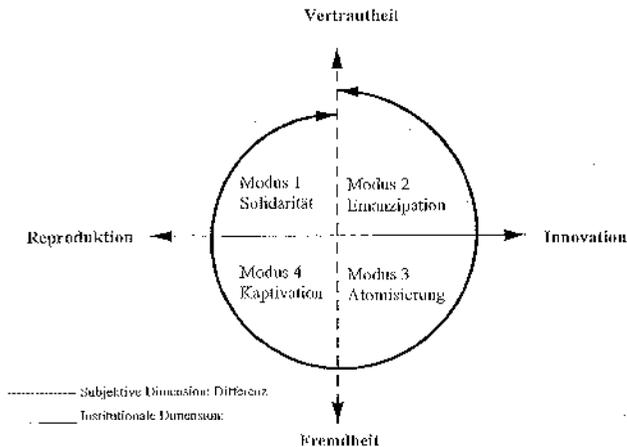
Von ‚Modul‘ – und nicht von einem ‚Modell‘ – ist die Rede, weil damit nicht der Anspruch verbunden ist, eine umfassende Erklärung zu bieten. Es handelt sich viel eher um ein Instrument der Interpretation, wie sie in den Sozialwissenschaften bei der Arbeit mit ‚Theorien mittlerer Reichweite‘ oft verwendet werden. Die Formulierung als Modul – also als eine Struktur, die in unterschiedlichen Kontexten verwendet wird – bietet sich auch an, um eine weitere nahe liegende Idee zu veranschaulichen, dass nämlich der Umgang mit Ambivalenzen als eine Meta-Aufgabe in Sozialisationsprozessen verstanden werden kann, also eine Aufgabe ist, die sich zusätzlich und in Verbindung mit unterschiedlichen konkreten Aufgaben stellen kann. Dabei kann es zu Transfers der Erfahrungen im Umgang mit Ambivalenzen kommen.

Der Vorschlag präsentiert sich in der Form eines ‚Diagramms‘, denn das ist eine Textgattung, die – wie Bogen und Thürlmann⁴⁰ unter Bezugnahme u. a. auf Charles S. Peirce überzeugend darlegen – durch eine spezifische Verknüpfung von Text und Bild geeignet ist, heuristische Arbeiten anzuregen. Das Ziel besteht darin, vier allgemeine Modi von Sozialisation zu unterscheiden, die sich aus der Gestaltung sozialisatorischer Beziehungen ableiten lassen. Das Modul beschränkt sich auf die Charakterisierung der Gestaltung von Interaktionen, sozialen Beziehungen und Rollen in Sozialisationsprozessen.

Ausgangspunkt ist die im Definitionsvorschlag enthaltene explizite Unterscheidung von zwei Perspektiven. Die eine zielt auf die Ebene von Institutionen, die bei den Prozessen der Konstitution von Bedeutungen (auch Zielen und Werten) eine Rolle spielen. Die andere bezieht sich auf das ‚Subjekt‘, also auf die persönlichen Prozesse der Bedeutungskonstitution, insbesondere auch solche, die in ‚inneren Dialogen‘ stattfinden (wofür die Mead'sche Umschreibung des Selbst ein hilfreiches allgemeines Modell ist). Die Gegenüberstellung dieser Perspektiven lässt erkennen, dass die Konstitution von Identität potenziell eine Dynamik beinhaltet, die den Umgang mit manifesten und latenten Spannungen zwischen dem Primat von Subjektivität vs. jenem der Sozialität erfordern kann. Dabei geht es immer auch um den Umgang mit Erfahrungen der Kontingenz.

39 Siehe insbesondere Frank Lettke, Kurt Lüscher: *Generationenambivalenz. Ein Beitrag zum Verständnis von Familie heute*, in: *Soziale Welt* 53 (2002), S. 459–488. Ferner die ausführliche Dokumentation in vier Arbeitspapieren Nr. 34.1–34.4 des Forschungsschwerpunkts ‚Gesellschaft und Familie‘: *Generationenambivalenzen operationalisieren*, Konstanz 2000, einsehbar unter http://www.uni-konstanz.de/FuF/SozWiss/fg-soz/tag_fm/arbeitspapiere.html.

40 Steffen Bogen, Felix Thürlmann: *Jenseits der Opposition von Text und Bild. Überlegungen zur Theorie des Diagramms und des Diagrammatischen*, in: Alexander Patschovsky (Hg.): *Die Bildwelt der Diagramme* (Joachim von Piore, Ostfildern 2003), S. 1–22.



Modul: Modi der Beziehungsgestaltung in Sozialisationsprozessen

Die Idee des Moduls besteht – erstens – in der Annahme, dass die Polarität zwischen ‚Subjektivität‘ und ‚Sozialität‘ grundlegend für die im Sozialisationsgeschehen auftretende Ambivalenz ist. Das ist plausibel und in gewisser Weise trivial. Darüber hinaus wird – zweitens – angenommen, dass sowohl Subjektivität als auch Sozialität wiederum Potenziale für Ambivalenzen beinhalten. Das Modul postuliert also gewissermaßen eine doppelte Disposition für Ambivalenzen. Zweck dieses Vorschlags ist es, die simple Gegenüberstellung ‚Subjekt vs. Sozialität‘ in einer überschaubaren Weise zu differenzieren und zwar so, dass damit weiterführende Unterscheidungen angeregt werden. Auf diese Weise soll ein Schritt über die übliche pauschale Verwendung des Konzepts hinaus getan werden.

Um diese Idee zu veranschaulichen, also diagrammatisch darzustellen, werden Subjektivität und Sozialität als ‚Dimensionen‘ aufgefasst. Ihre Polarität (Gegensätzlichkeit) wird durch die orthogonale Darstellung ausgedrückt; für die ihnen inhärenten Polaritäten wird die Form der Gegenüberstellung gewählt. Das auf diese Weise angelegte ‚Feld‘ legt eine Unterscheidung von vier Modi nahe. Diese befinden sich weiterhin im allgemeinen Feld ambivalenter Spannungen, allerdings mit unterschiedlicher Akzentuierung. Die Modi sind also nicht als definitive (Auf-)Lösung von Ambivalenz zu verstehen, sondern charakterisieren typologisch umschriebene Verhaltensmuster, Beziehungsförmigkeiten oder soziale Rollen. Ihre innere Dynamik kann sich wandeln bzw. durch bewusstes Handeln verändert werden. Auf diese Weise können sich Akteure in andere Modi von Ambivalenz begeben. Die offene Konturierung und die spiralförmige Linienführung sollen diese Annahme schematisch symbolisieren.

Erläuterungsbedürftig ist nicht die Gegenüberstellung von ‚Subjektivität‘ und ‚Sozialität‘, sondern die zusätzliche Annahme von ambivalenzträchtigen Dispositionen auf jeder dieser Dimensionen. ‚Subjektivität‘, also die Vorstellung, dass jeder Mensch sich selbst als einmaliges Individuum erkennen kann und ihm in Prozessen der Sozialisation die entsprechenden Bedeutungszuschreibungen vermittelt werden, beinhaltet die Erfahrung von ‚Differenz‘. Sie sind vorne am Beispiel des ‚Fremdlehns‘ oder der Großeltern-Enkel-Beziehung angesprochen worden. Differenz meint generell die Vorstellung ihres Gegenteils voraus, nämlich Gleichheit. Differenz meint somit in den hier interessierenden Zusammenhängen nicht schlicht ‚Unterschied‘, sondern eine anthropologische bzw. soziologische Grundkategorie, verwandt dem von Jacques Derrida eingeführten Begriff der ‚différance‘, also ein grundsätzliches Anderssein. Dieses ist nur denkbar vor dem Hintergrund der Überzeugung, dass alle Menschen letztlich gleich sind. Will man sich der Alltagserfahrung mehr annähern, kann man diese Zweisichtigkeit von Differenz im Bereich subjektiver Erfahrungen auch als Gegensatz innerer Nähe vs. Distanz, also Vertrautheit oder Fremdheit ansehen. Dynamisch betrachtet, lässt sich von Annähern und Entfernern sprechen. Ein weiterer Anlass, aus dem solches Ambivalenz erleben entstehen kann, ist der innere Dialog, wenn nämlich der Einzelne sich als jemanden sieht, der er bzw. sie nicht sein will.⁴¹ In alltäglichen Interaktionen zeigt sich diese Polarität, wenn Eltern und erwachsene Kinder zwischen einem expressiven oder einem instrumentellen gegenseitigen Umgang hin- und herpendeln.

Der analoge Vorschlag bezüglich der ‚Sozialität‘ besteht in der Gegenüberstellung von ‚Reproduktion‘ vs. ‚Innovation‘. Hier geht es primär um das Thema der Veränderung und des Wandels. Dies beinhaltet einerseits die Vorstellung eines Bestehenden, andererseits eines Neuen. Jedes ist im Kontext von ‚Geschichte‘ (die konstitutiv für die Vorstellung von Gesellschaft ist) ohne das andere nicht denkbar. Doch kann die Organisation des Zusammenlebens, also seine Institutionalisierung, primär darauf ausgerichtet sein, auf dem Bestehenden zu beharren (was in reiner Form nicht möglich ist) oder aber das radikal Neue zu schaffen (was indessen immer auf den Ausgangspunkt des Bestehenden bezogen bleibt).

Diese Grundtypen lassen sich in einer ersten Annäherung charakterisieren, indem auf die zentralen Überzeugungen (im Sinne von Werten, die als übergreifende Bedeutungs-Generatoren verstanden werden), auf kennzeichnende Verhaltens- und Beziehungsmuster, auf Formen des Umgangs mit Einfluss bzw. Macht (Autorität) und die damit einhergehenden Rollenverständnisse hingewiesen wird. Dabei können auch Bezüge zu typologischen Umschreibungen hergestellt werden, die sich in anderen Ansätzen, so in der Bindungsforschung, den Arbeiten über Erziehungsstile und der Analyse von Rollen finden. Schließlich lassen sich Hinweise auf das Verständnis sozialisationsrelevanter Politikfelder machen, so die Kinderpolitik und die Familienpolitik. Für die allgemeine Kennzeichnung übernehme ich vier Begriffe, die wir in den erwähnten Analysen über die Gestaltung der Generationenbeziehungen

41 Zu erinnern ist, dass Bleuler das Konzept der Ambivalenz in einer Analyse des sogenannten ‚Negativismus‘ entwickelt hat (Fugen Bleuler: Die Ambivalenz, in: Universität Zürich (Hg.): Festgabe zu Einweihung der Neubauten, Zürich 1914, S. 95–106).

entwickelt haben. Sie, ebenso wie die einzelnen Umschreibungen, haben – in dieser Phase der Exploration – heuristisch-hypothetischen Charakter.

Modus 1 ‚Solidarität‘: Die übergreifende Orientierung fußt auf Vorstellungen einer fest gefügten Gemeinschaftlichkeit, in der alle lebenslang ihren Platz haben. Das trifft auch hinsichtlich der Geschlechterunterschiede zu. Kontingenzen im Sinne von ‚Zufälligkeiten‘ werden nach Möglichkeit antizipiert bzw. vermieden. Söhne und Töchter bleiben zeitlebens Kinder, Väter und Mütter bleiben Eltern. ‚Caring‘ wird im Sinne einer umfassenden Fürsorge verstanden, die primär die Eltern den Kindern angedeihen lassen, später diese indessen ihren Eltern schulden. In den Worten der Bindungstheorie bemühen sich die Eltern, den Kindern zu bieten, was als ‚secure base‘ umschrieben wird und den ‚sicheren‘ Bindungstyp garantiert. Der Erziehungsstil ist – in der Baumrind’schen Typologie⁴² – ‚autoritär‘, dem entspricht ein Rollenverständnis der Eltern (und Großeltern) als ‚Autoritätspersonen‘ – im ganzen Spektrum dieser Charakterisierung. Sinngemäß dasselbe gilt auch für Lehrpersonen-Schüler-Beziehungen. Im alltäglichen Handeln sind Ordnung, Routine und Rituale wichtig. In der Kinder- und Familienpolitik steht der Gedanke der ‚Fürsorge‘ im Vordergrund, mit einer starken Betonung der rechtlich-institutionellen Verankerung von Familie und Ehe. In dem Maße, in dem die allgemeine Orientierung an ‚Gemeinschaftlichkeit‘ dominiert, kommen Ambivalenzen kaum zur Sprache. Sie sind latent, doch sie können manifest werden, wenn beispielsweise ein Kind (auch im Vergleich mit Geschwistern) zu sehr ‚anders‘ ist, wenn die Anforderungen zur ‚Pflege‘ ein hohes Ausmaß erreichen oder wenn die alltäglichen Routinen durchbrochen werden.

Modus 2 ‚Lemanzipation‘: Die übergreifende Orientierung ergibt sich aus der Überzeugung, dass alle Angehörigen einer Familie (sinngemäß auch einer Schulklasse oder eines anderen Sozialisationsverbands) sich eigenständig als Persönlichkeit entfalten sollen, unabhängig vom Geschlecht. Kontingenzen im Sinne von Wechselbällen des Lebens gelten als Herausforderung. Bei ‚Caring‘ steht die Bedeutung des sich gegenseitigen ‚Kümmerns‘ im Vordergrund, das auch die Delegation von konkreten Aufgaben der ‚Fürsorge‘ und des ‚Pflegens‘ einschließt. Der Verschiedenheit in den Lebensverhältnissen – namentlich in späteren Lebensphasen – wird Rechnung getragen. Die Zuordnung zu den typologischen Umschreibungen in der Bindungstheorie ist nicht eindeutig; die Verhaltensweise des ‚sicheren‘ Bindungstyps ist grundsätzlich mit dieser übergreifenden Orientierung – ebenfalls – vereinbar. In der Baumrind’schen Typologie entsprechen dem Modus 2 die ‚autoritativ‘ gekennzeichneten Verhaltensweisen. Für Eltern (auch Großeltern) und Lehrpersonen steht ein Rollenverständnis als ‚Gefährte/Gefährtin‘ im Vordergrund. Die Kinderpolitik orientiert sich an der Vorstellung der ‚Entfaltung‘; dem entspricht sinngemäß ein Verständnis von Familienpolitik, für das die Anerkennung familialer Leistungen und Leistungspotenziale ungeachtet der institutionellen Form im Vordergrund

42. Vergleiche dazu: Diana Baumrind: Reading competent Children, in: William Damon: Child Development Today and Tomorrow, San Francisco 1989, S. 349–378. Außerdem: Diana Baumrind: Parenting, The discipline Controversy Revisited, in: Family Relations 45 (1996), S. 405–414.

steht. Ambivalenzen können in diesem Kontext offen zur Sprache kommen und als Herausforderungen interpretiert werden. Dies geschieht namentlich dann, wenn es um die Artikulation individueller Interessen vor dem Hintergrund von Verbundenheit und gegenseitiger Verantwortlichkeit geht.

Modus 3 ‚Atomisierung‘: Übergreifende Orientierung ist hier eine individuelle Nutzenoptimierung. Kontingenzen gelten als mehr oder weniger berechenbare Risiken. Bei den Aufgaben des ‚Caring‘ steht die Begründung unter Bezugnahme auf die offensichtlichen Bedürfnisse im Vordergrund. Geschlechterunterschiede sind kaum relevant. In den Termini der Bindungstheorie entspricht dieser Modus am ehesten den unsicher-vermeidenden Verhaltensweisen. Damit vereinbar ist ein Erziehungsstil, der als permissiv, d. h. ‚laissez-faire‘ charakterisiert wird. Dem entspricht ein Rollenverständnis, für das eine Ausrichtung an ‚Funktionen‘ im Vordergrund steht. Die Rollen tragen Züge des ‚Distanzierten‘, ‚Unbeteiligten‘. Klare Zuordnungen hinsichtlich der Kinder- und Familienpolitik sind schwierig. Am ehesten dürfte zutreffen, dass den beiden Politikfeldern keine hohe Priorität eingeräumt wird. Dieser Modus scheint nicht prädestiniert für Ambivalenz erleben. Doch kann dieses reaktiviert werden, wenn in besonderen Situationen Erfahrungen der sozialen Isolierung oder der – ungeachtet der individualistischen Grundhaltung bestehenden – Angewiesenheit auf andere gemacht werden, die sich nicht ‚marktmäßig‘ abdecken lassen.

Modus 4 ‚Kaptivation‘: Übergreifende Orientierung ist hier die Vorstellung einer schicksalhaften Verbundenheit. Dementsprechend haben Zufälligkeiten den Charakter von Schicksalsschlägen. Sie werden gegebenenfalls geschlechtsspezifisch interpretiert. In diesem Horizont werden auch die Aufgaben des ‚Caring‘ gesehen. Das Bindungsverhalten ist geprägt von ‚Desorganisation‘. Eine unmittelbare Entsprechung in einem Erziehungsstil sensu Baumrind lässt sich nicht nennen. Doch nimmt man die ganze Bandbreite des tatsächlichen Umgangs mit Kindern in ihrer Realität in Blick, liegt es nahe, hier Formen eines instrumentellen Umgangs sowie Formen des ‚Missbrauchs‘ zu verorten. Als Rollenmodelle im familialen Bereich bieten sich ‚Patriarch‘ bzw. ‚Matriarchin‘ an. Dasselbe gilt für die Charakterisierung der Politiken. Sie sind geprägt von einem instrumentellen Verständnis, das den öffentlichen Umgang mit Kindern bzw. Familien anderen Zwecken unterordnet. Kennzeichnend für diesen Modus ist, dass Verhaltensweisen beobachtet werden, die relativ offensichtlich als widersprüchlich und gegensätzlich im Sinne von Ambivalenzen interpretiert werden; diese sind somit vergleichsweise manifest und negativ konnotiert.

Es gehört sozusagen zur Natur einer derartigen Typologie, dass sie zahlreiche Fragen provoziert. Zunächst ist zu betonen: Es handelt sich um den Versuch, den Zusammenhang zwischen Ambivalenzpotenzialen, Ambivalenz erleben und spezifischen Kontexten zu umschreiben. Diese sind von teils kürzerer, teils längerer Dauer. Sie lassen sich auch in den Beschreibungen von Sozialisationsformen aufspüren, so in der Literatur über Erziehungsratgeber.⁴³ Im Laufe der Zeit, aber auch

43. Siehe dazu die Beiträge zu dieser Thematik in diesem Band; ferner Kurt Lüscher: Perspektiven einer Soziologie der Sozialisation. Die Entwicklung der Rolle des Kindes, in: Grundmann, Lüscher, Sozialökologische Sozialisationsforschung, S. 91–120; sowie Kurt Lüscher, Adelheit Stein: Die Lebenssituation junger Familien. Die Sichtweise der Eltern, Konstanz 1985.

im Wechsel zwischen Kontexten, können sich die Modi ändern, genau so wie sich beispielsweise die Erziehungsstile ändern können. Denkbar ist, dass gezielt, etwa im Kontext einer Therapie oder einer selbstbewussten Änderung des Verhaltens, ein Wechsel von einem Modus zum andern stattfindet. Wichtig ist indessen, dass eine übersichtliche Vielfalt des Ambivalenzerlebens bzw. der Ambivalenzpotenziale ins Auge gefasst wird.

Daraus leiten sich weitere Forschungsfragen ab.⁴⁴ Dazu gehört vorab die Darstellung der Konsequenzen unterschiedlichen Ambivalenzerlebens, seiner Bewusstseinsmachung und unterschiedlicher Umgangsweisen. Das ist ein noch unerschlossenes Feld, was angesichts der bereits mehrfach erwähnten geringen Aufmerksamkeit für Ambivalenzen nicht überrascht. Dies dürfte mehrere Gründe haben. Einer davon ist methodischer Art. In der sozialwissenschaftlichen Forschung dominiert die Suche nach Eindeutigkeit. Wie Lettke und Klein⁴⁵ in einem ausführlichen methodischen Aufsatz darlegen, wirkt sich die Suche nach möglichst eindeutigen Ergebnissen auch in den Fragestellungen bis hin zur Konstruktion von Fragebogen aus.⁴⁶ Auch im Alltag ist die Verdrängung – oder jedenfalls die Abwertung – von Widersprüchen zu beobachten.

Doch nicht nur methodisch, sondern auch prinzipiell ist das Studium der Relevanz bzw. der Konsequenzen von Ambivalenzerleben in Sozialisationsprozessen schwierig und zugleich eine Herausforderung. Der Grund ist die bereits eingangs erwähnte ‚Offenheit‘ von Sozialisationsprozessen. Wenn Ambivalenzerleben und der Umgang damit sowohl als eine Quelle von Innovation als auch von Misserfolgen, im schlimmsten Fall von Handlungsunfähigkeit gelten können, dann ist es nicht möglich, von vorneherein und definitiv die einzelnen Ambivalenz-Modi zu bewerten. Zwar kann man zu Recht, auch angesichts der Referenzen zu den Forschungen über Pflege, Bindung, Erziehungsstil und Rollengestaltung der Meinung sein, dass die Beschreibungen der Modi im vorgeschlagenen Modul nicht frei von normativen Setzungen sind. Doch diese sind gesellschafts-, kultur- und kontextabhängig und legen den Bedarf nach weiteren Begründungen nahe. Überdies zeigt die Erfahrung, dass auch Modi des Ambivalenzerlebens, die nach gängigen Vorstellungen eher als ungünstig gelten, sehr wohl zur Entwicklung von Persönlichkeiten führen, die herausragende Leistungen erbringen. Ambivalenzerleben kann Kreativität provozieren. So verweist der Einbezug des Konstrukts der Ambivalenz in einem sehr wörtlichen Sinne auf ‚offene‘ Fragen der Sozialisations-theorie und Sozialisationsforschung und belegt die ungebrochene Aktualität der Thematik.

44 Siehe hierzu auch – unter Bezugnahme auf das Konzept der Ambivalenz – Matthias Grundmann: Generationenbeziehungen in der Jugend sozialisationstheoretisch beleuchtet, in: Hans Morkens, Jürgen Zimmerer (Hrsg.): Jahrbuch Jugendforschung, 4. Ausgabe, Wiesbaden 2004, S. 109–128.

45 Frank Lettke, David Klein: Methodological Issues in Assessing Ambivalences in Intergenerational Relations, in: Pillemer, Lüscher, Intergenerational Ambivalences, S. 85–113.

46 Sie ist überhaupt ein Kennzeichen der dominierenden Wissenschaftsverständnisse und Theoriebildungen – ein Sachverhalt, den Levine (Donald M. Levine: *The Flight from Ambiguity. Essays in Social and Cultural Theory*, Chicago 1985) analysiert und mit guten Gründen kritisiert.

5. Familie und Selbstsozialisation

Andreas Lange

Von der Fremd- zur Selbstsozialisation? Chancen und Risiken der Entgrenzung von Kultur und Ökonomie für Kinder und Jugendliche seit 1960

183

Auswahlbibliographie

205

Biographische Notizen

209

Sonderdruck aus:

Miriam Gebhardt / Clemens Wischermann (Hg.)

Familiensozialisation seit 1933 – Verhandlungen über Kontinuität

(Studien zur Geschichte des Alltags Band 25)



Franz Steiner Verlag 2007